

dtv

Protektorat Böhmen und Mähren 1942/43. Eine junge Ärztin an einem Krankenhaus in Brünn gerät durch ihre Kurierdienste für eine Widerstandsgruppe in Lebensgefahr und muß sich von einer Stunde zur nächsten eine neue Identität zulegen. Sie flieht in ein abgelegenes Bergdorf und heiratet – aber nicht den Mann ihrer Träume ... »Eine Hymne an die Liebe zum Leben. Ein wunderbar poetisches Buch voller Lebensweisheit.« (Ariane Wälzer im Norddeutschen Rundfunk)

*Květa Legátová* ist das Pseudonym einer in Brno lebenden Autorin (geboren 1919), die als politisch unzuverlässig galt und deshalb nach dem Studium der tschechischen und deutschen Sprache, der Physik und Mathematik als Lehrerin von einer Dorfschule zur anderen versetzt wurde. Aus den Bergregionen in der Nähe der slowakischen Grenze schöpft sie die Themen für ihre balladenhaften, naturalistischen Geschichten, für die sie 2002 den tschechischen Staatspreis für Literatur erhielt. Die vorliegende Novelle wurde 2003 unter dem Titel ›Želary‹ verfilmt.

Květa Legátová

Der Mann aus Želary

Novelle

Aus dem Tschechischen von  
Sophia Marzolff

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Květa Legátová  
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Die Leute von Želary (21275)

Der hier vorliegende Band ist auch als  
dtv großdruck (25301) lieferbar.

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



Ungekürzte Ausgabe 2008  
5. Auflage 2012  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© 2002 Květa Legátová  
Titel der tschechischen Originalausgabe:  
»Jozova Hanule« (Paseka, Prag/Litomyšl 2002)  
© 2004 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung  
einer Fotografie von VISUM/Markus Heimbach  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21045-4

## I

Ich hatte alles im Kopf. Das dreistöckige Mietshaus mit den beiden Eingängen von zwei verschiedenen Straßen aus, ein Eckgebäude. Von der einen Seite würde ich mit Baskenmütze hineingehen, auf der anderen mit Kopftuch hinaus. Dritter Stock, die Tür gegenüber der Treppe. Zwei Namen: Aleš Dobřanský, Emilie Fojtková. Dreimal klingeln. Von innen würde ein Staubsauger zu hören sein. Ich würde den Umschlag aus meiner Tasche nehmen und ihn unter der Tür hindurchschieben. Ihn erst loslassen, wenn ich ein zweimaliges Rucken spürte. Fünfzehn Sekunden.

Dann würde ich über das andere Treppenhaus hinuntergehen, in der Tasche nichts als ein paar Hörnchen und die letzte Fettzuteilung – Margarine.

Falls Schwierigkeiten aufträten, müßte ich den Umschlag verschwinden lassen.

Doch es würde keine Schwierigkeiten geben. Es hatte nie welche gegeben.

Ein aufregendes Spiel, in dem ich mich gefahrlos auf sicherer Bahn bewegte.

Ich mußte mich nicht einmal auf meine Aufgabe konzentrieren. Sie war mir in Fleisch und Blut übergegangen.

Auf meinen Armen fühlte ich die kalten Tröpfchen des Nieselregens. Aber den Pullover, den ich zusammengerollt in der Tasche trug, würde ich erst danach anziehen.

Hätte ich einen Spiegel vor mir gehabt, hätte ich mich

bestimmt lächeln sehen. Ich dachte an Richards Miene in dem Moment, als er mir den Umschlag gegeben hatte. In seinen Augen stand Furcht. Zum ersten Mal. Gott beschütze dich, hatte er gesagt. Mehr als die gebetähnlichen Worte berührte mich der Gedanke an das, was uns voneinander trennte. Richard gehörte der Böhmisches Brüdergemeinde an.

Ich glaubte an nichts.

Ich ging ruhig, ohne einen Funken von Furcht oder irgendeine Vorahnung, obwohl ich von Natur aus ein Angsthase war und leicht in Panik geriet. Zum Glück gingen diese Anfälle immer schnell vorüber. Bei meinem Examen hatten sich diese anfängliche Blockade, der beschleunigte Puls und die verschwitzten Hände allerdings als vorteilhaft erwiesen. Richard reagierte großzügig und verständnisvoll und ließ mir Zeit, mich innerlich aufzurichten. Keinalmal stellte er mich durch seine Aufmunterung bloß.

Vielleicht überzeugte ihn meine Gründlichkeit. Jedenfalls hatte er früh entdeckt, was in mir steckt.

Schon im dritten Semester bot er mir eine Stelle als Assistentin an, und wir trafen uns immer häufiger. Ehe es mir bewußt wurde, war es um mich geschehen.

Ich hab Sie viel lieber, als ich darf, Mädchen.

Das katapultierte mich auf den höchsten Gipfel der Welt, bis ich vor Sauerstoffmangel fast keine Luft mehr bekam.

Der Mann einer anderen Frau, Vater zweier Söhne. Dieses Wissen sollte mich wieder auf den Boden der Tatsachen bringen, tat es aber nicht. Ich erkannte, wie wenig man über sich selbst entscheiden kann. Wie leicht ich mich damit abfand!

Von weitem schon sah ich mein heutiges Ziel, das dreistöckige Haus. An seiner Wand ein blutroter Fleck, ein Plakat mit den Namen Hingerichteter. Das Rot dieser Zeit. *Ihr habt*

die Völker die Sprache des Pöbels zu sprechen gelehrt. – Vladislav Vančura. Hingerichtet als »Geisel«.

Ich nahm den breiten Eingang von der Straße her, auf der die Brünner Tram fuhr. Ich ließ die Einkaufstasche schwingen, ein Hörnchen lugte aus ihr heraus.

Unangenehm flackerte Sláveks Routineabfragung in meinem Kopf auf. Als ich alles heruntergebetet hatte, erinnerte er mich: die Ausflucht. Die Otychs im Souterrain, leierte ich gereizt, ich bringe ihnen die Einkäufe, bin ihre Nichte.

Was hast du, Slávek?

Nichts.

Er entwickelte sich zu einem trockenen Pedanten.

Ich öffnete die Tür und trat in den Hausflur.

Noch bevor ich ihn sah, hörte ich seine Schritte. Er kam die Treppe herunter auf mich zu.

Ich hatte ihn nie gesehen, und doch wußte ich, wer er war.

Die Luft um mich herum wurde knapp. Panik. Sollte ich abhauen? Das käme einem Geständnis gleich. Ich versuchte, den verrückten Gedanken zu verdrängen, er würde mich nicht verfolgen oder nicht einholen können. Der Henkel der Tasche klebte in meiner Hand. Vielleicht brachte mich gerade das zur Besinnung. Ich bringe Einkäufe, habe hier zu tun, ich gehöre zu den Mietern. Ich wollte die Tasche unbekümmert schlenkern, doch mein starrer Arm verweigerte den Gehorsam.

Meine Beine hingegen waren bereit. Nur drei Stufen wären es hinunter zur Tür mit dem Guckfenster, die schon einen Spalt offen stand.

»Guten Tag«, grüßte er auf deutsch.

Kam es mir nur so vor, oder hatte er wirklich einen gleichgültigen Gesichtsausdruck?

»Guten Tag.«

Ich brachte es tadellos heraus.

Was würde er tun, wenn ich nun vortäuschte, eine Wohnungstür aufzuschließen?

Ich fühlte seinen Blick im Rücken. Wartete er?

Der Schweiß brach mir aus allen Poren. Ein Skalpell. Warum hatte ich kein Skalpell mitgenommen? Ein weiterer verrückter Gedanke.

Sorgfältig zählte ich die Sekunden, denn in dem Bereich des Irrationalen, in dem ich mich befand, war das aus irgendeinem Grunde wichtig.

Hätte ich zwischen dem sofortigen Tod und dem Blick nach hinten wählen können, ich hätte den Tod gewählt.

Ich konnte nichts mehr erkennen, meine Augen waren schweißüberströmt. Doch ich bohrte meine Finger in einen rettenden Spalt und stellte fest, daß er real war.

Der Schweiß floß mir übers Gesicht, mein Mund öffnete sich von selbst.

Der Mann hinter mir stampfte weiter. Seine langsamen Schritte wälzten sich über mein Hirn wie eine Lokomotive.

Ich trat in eine geräumige, mit Teppich belegte Diele und ließ die Tür hinter mir zuschnappen. Mit feuchtem, eiskaltem Rücken lehnte ich mich an den Türstock. Mir gegenüber standen zwei alte Leute und luden mich mit einer Kopfbewegung ins offene Zimmer ein.

»Was ist da los?« fragte ich in dem Augenblick, in dem meine Stimme wieder funktionierte.

»Heute morgen haben sie Doktor Dobřanský und Frau Fojtková abgeholt. Seitdem schnüffeln sie hier herum.«

»Durchsuchen sie die Wohnungen?«

»Bis jetzt nicht.« Beide lächelten mir gleichzeitig zu.

»Haben Sie beide mich kommen sehen?«

»Ja.«

In meinem Magen drehte es sich.

»Setzen Sie sich«, boten sie mir zweistimmig an.

Ich setzte mich in den Sessel neben einem Arbeitstisch.

»Sie müssen hierbleiben, bis die weg sind«, sagte die alte Frau zu mir, bevor ich den Satz zusammenstammeln konnte, mit dem ich sie darum bitten wollte. »Möchten Sie Tee mit uns trinken?«

»Gerne.«

Ein wenig entspannte ich mich. Keine der Fragen, die mir durch den Kopf schwirrten, mußte ich aussprechen. Auf beiden Seiten war schon alles gesagt worden.

Der alte Herr suchte im Radio nach Musik. Von dem Orchester nahm ich nur das Geigensolo wahr. Ich war froh zu sitzen, da mir die Beine zu zittern begannen.

»Soll ich auf etwas Fröhlicheres umstellen?« fragte mein Gastgeber freundlich zuvorkommend.

»Nein, nein!« rief ich, als hätte er mir gedroht.

Er bemerkte, daß ich steif auf dem Sesselrand saß, und reichte mir ein kleines Kissen. »Stecken Sie sich das in den Rücken.«

Er sprach mit einer tiefen, sanften Richard-Stimme. Mein Herz krampfte sich zusammen. Vermutlich war mir jede Farbe aus dem Gesicht gewichen, doch der alte Herr sah woandershin oder besser nirgendwohin, fortgetragen von dem Gemisch aus Tönen, die gedämpft erklangen, in meinen Ohren jedoch dröhnten.

Die Frau kam ganz leise angeschlichen. Mit der einen Hand drückte sie ein Tablett an ihre Brust, mit der anderen stellte sie altertümliche Porzellantassen vor uns hin. Sie goß sie bis etwa einen halben Fingerbreit unter dem Rand voll. Das Tablett mit der Kanne stellte sie anschließend auf der Platte des Sekretärs ab.

In meiner Anspannung registrierte ich jede Kleinigkeit, so als würde ich durch die geringste Unaufmerksamkeit etwas unwiederbringlich zerstören.

»Bedienen Sie sich.« Die Frau hatte eine sehr junge Stimme.

»Könnte ich mir bitte die Hände waschen?« Eine mechanische Frage, Berufsroutine. Erst als ich sie ausgesprochen hatte, machte ich mir ihren tieferen Sinn bewußt.

»Aber natürlich«, stimmte sie schuldbewußt zu. Sie führte mich in die Diele und zeigte mir eine Tür. Es überraschte sie offensichtlich nicht, daß ich die Tasche mitnahm. »Daneben ist die Toilette.«

Ich wusch mir die schmutzigen Hände und kam dann meinem Unterbewußtsein nach. Ich riß den Umschlag und seinen Inhalt in kleine Stückchen und spülte sie die Toilette hinunter. Bevor ich zurückging, wusch ich mir automatisch noch einmal die Hände.

Nun konnte ich beruhigt die Dunkelheit abwarten.

»Die Jagdhunde sind weg«, sagte die alte Dame und trat vom Fenster zurück.

»Ich werde gleich gehen«, nickte ich.

»Nein, so habe ich es nicht gemeint, Sie sollten bei uns übernachten.«

Ich schüttelte den Kopf. Erst jetzt wurde mir bewußt, wie eilig ich es hatte, und fast hätte ich wieder zu zittern begonnen. Ich hatte aufgehört, an mich zu denken. Zum ersten Mal in der ganzen Zeit meiner seltsamen Tätigkeit hatte ich mich wirklich in Gefahr gebracht. Ich zog mir den Pullover über, band das Kopftuch um, dankte und verabschiedete mich. Sie setzten voraus, daß ich wußte, was ich tat, und ließen mich gehen.

»Kadlouš wird Sie zur Straßenbahn begleiten.«

Kadlouš! Es war gleichgültig, welchen Ausgang wir nahmen. Wenn sie das Haus überwachten, dann von beiden Seiten. Sicher hatten sie keine Beschreibung von mir, vielleicht warteten sie auf einen Mann.

Die Häuserblöcke hoben sich schwarz vom Nachthimmel ab.

Aus der Dunkelheit ratterte uns ein monströser Schatten entgegen. Wir gaben uns wortlos die Hand. Nun würde ich an nichts anderes mehr denken können als an Richard.

Später wunderte ich mich, daß ich mir gemerkt hatte, was in dem kleinen Rahmen über dem Sekretär hing. Das Porträt einer hübschen jungen Frau. Etwa in meinem Alter.

Ich setzte mich auf die kalte Holzbank mit dem drängenden Gedanken: Ich muß ins Krankenhaus fahren.

Schnell. So schnell wie möglich.

Die Tram wackelte eifrig vor sich hin, doch mir schien es, als würden wir uns kaum von der Stelle bewegen. Etwas geschah mit der Zeit. Sie verging nicht. Sie zog sich lediglich, als wäre sie aus Gummi, und schnellte dann mit einemmal zusammen. Nicht nur die Zeit, auch der Raum verhielt sich sonderbar. Durch den Spalt, der sich vor uns auftat, würden wir nicht hindurchschlüpfen können.

Ich brauchte Luft. Ging auf die Plattform hinaus und saugte tief die bitter schmeckende Dunkelheit ein. Mir war, als leckte eine feuchte Zunge über meinen schweißnassen Rücken.

Der Schaffner klingelte wie ein Irrer an einer verlassenem, kaum zu sehenden Haltestelle. Mein einziger Mitreisender stieg aus.

O nein!

Aber ja. Alles hatte sich gegen mich verschworen.

Die Bahn fuhr ruckhaft an und brachte mich zum Straucheln. Dieser leeren Blechdose stand offenbar der Sinn nach dummen Späßen. Sie bummelte vor sich hin – während ich um mein Leben rannte.

Mit einem beklemmenden Schuldgefühl ging ich die Treppe hinauf.

Richard war nicht da, und die Enge in meinem Brustkorb nahm zu. Ich setzte mich in Richards Sessel und umklammerte die Armlehnen.

Es war immer so einfach gewesen. Einen Zettel in den richtigen Briefkasten werfen. Vor der richtigen Person eine verschlüsselte Botschaft vortragen. Einen Umschlag an die richtige Stelle legen. Mehr wurde nicht von mir verlangt.

Nie hatte ich mich vor einem Mißgeschick gefürchtet. Mir erschien es wie ein Kinderspiel. Die roten Zettel an den Mauern hatten damit nichts zu tun. Im Gegenteil. Je länger ich Aufträge erledigte, ohne zu wissen, was für welche, desto tiefer war ich davon überzeugt, daß ich eine Karte spielte, die immer aufging. Ich war Teil eines gut funktionierenden Mechanismus. Ich hatte sicher keine besondere Bedeutung, aber als Richards Verbindungsfrau ... Wieder machte mein Herz einen Sprung. Ich würde ein Beruhigungsmittel nehmen.

Oder nein. Am besten würde es sein, nach meinem persönlichen Patienten Joza zu schauen. Mein erster großer Fall. Ich tüftelte schon den dritten Monat an ihm herum. Ich hatte seine Knochen in Ordnung gebracht, ihn zusammengenäht, ihm eigenmächtig die Nase gerichtet, ihm Blut gespendet.

Eigentlich hatte er bei uns nichts zu suchen. Ein Freund von Richard hatte ihn von irgendwo aus dem Grenzgebiet zur Slowakei als kuriosen Fall mitgebracht. Man kann sagen, in einem hoffnungslosen Zustand. Geschunden, zerschlagen, fast ohne Blut.

Richard war zu mir gekommen, als ich mich am Ende der Nachtschicht zum Weggehen fertig machte.

»Wir haben hier einen Kerl, Eliška, für den wir alles Mögliche und Unmögliche tun müssen. Ein Studienkollege bittet

mich darum.« Er sah mich an und wußte, daß ich nicht ablehnen würde. »Er braucht sofort Blut.«

Ich zog den Mantel wieder aus und hängte ihn an den Haken.

»Die Wehrmacht hat uns die Spender abgezogen«, fuhr er fort.

Das wußte ich natürlich.

»Was für eine Blutgruppe hat er?«

»Deine.«

Ich nickte. Richard umarmte mich und küßte mich auf die Stirn.

Als ich Joza dann zum ersten Mal begegnete, glaubte ich, den Glöckner von Notre-Dame vor mir zu sehen. Trotz der Schwere seiner Verletzungen blinzelten sich die Schwestern verstohlen kichernd zu. Das Gesicht des Patienten provozierte sie dazu. Eine unmenschliche, verzerrte Maske. Ich stauchte die Mädchen zusammen. Für diese Art von Komik hatte ich kein Verständnis.

Nach einer Woche war abzusehen, daß Josef Janda dem Tod von der Schippe gesprungen war, und Richard gab ihn persönlich in meine Obhut. Ich widmete mich ihm mit Begeisterung. Und der Einfaltspinsel aus den Bergen, der hier exotisch wirkte, verbarg nicht seine Freude, sobald er mich erblickte.

Die Schwestern stießen einander an, obwohl sie Joza inzwischen sehr gerne mochten. In dem Zimmer mit den fünf Männern stellte seines das problemlose Bett dar.

Sie profitierten davon im Hinblick auf den dementen Alten, der – meist mitten in der Nacht – um Hilfe rief, sich lautstark beklagte, man würde ihn mit Gewalt festhalten und ihm nicht erlauben, mit gebrochenen Beinen hinauszugehen und dem Schwein Fressen zu geben. Er rangelte mit dem Pfleger, der ihn zum Röntgen brachte, und rief nach der

Polizei. Joza, der einzige, der sich seine Suaden anhörte, wurde von den Schwestern als Paralytiker genutzt, um nicht zu sagen mißbraucht. Er durchwachte den größten Teil der Nacht mit dem Alten, der ihn abwechselnd als Schwester oder Herr Vorsitzender ansprach.

In den zwei Monaten näherten Joza und ich uns ein wenig an. Ich hatte eine besondere Gabe an ihm entdeckt: Er konnte erzählen. Bald hatte ich die Landschaft, aus der er kam, genau vor mir. Die dichten, endlosen Wälder, die Felsen, die Hochplateaus, die Quellen, Wildbäche und Holzhütten. Durch das Tal rauschte ein Fluß, in dem sich der wechselhafte Himmel kräuselte. Das Bergdorf hieß Želary. Es war zu seiner Heimat geworden, war jedoch nicht sein Geburtsort. Er stammte aus der Ebene mit den Weizenfeldern, Weinbergen und reichen Gutshöfen. Dort hatte er seine Kindheit verbracht, die magische Zeit seines Lebens. Er erzählte, wie sie auf der Weide Maiskolben oder Kartoffeln gebacken hatten, wie sie Obst geerntet, dem Vieh Wasser gebracht, Garben gebunden, Rüben ausgehoben, die Ställe ausgemistet, Holz gehackt, Werkzeug repariert hatten. Die ihrer Natur nach prosaischen Begebenheiten waren in Jozas Schilderung unendlich poetisch.

Es erstaunte mich, was für ein tiefes Gefühl ihn an seine Mutter band, wie sie seine Tage zum Leuchten gebracht hatte.

Er verlor sie mit nicht ganz dreizehn. Mit fünfzehn Jahren kam er nach Želary, um beim dortigen Schmied in die Lehre zu gehen.

Ich sehnte mich danach, Želary kennenzulernen. Hoch über dem Canyon des Flusses die Zickzackpfade entlangzulaufen, im Moos einzusinken, Milchlinge zu sammeln, aus Waldquellen zu trinken, Felsgrotten zu erforschen, weidendes Vieh zu sehen, Pferdewagen und im Winter den engelhaft weißen Schnee.

In kurzer Zeit hatte ich die Quelle von Jozas suggestivem Erzählen ausgemacht. Es war seine Seele. Was er mir erzählte, waren Märchen. Das Verblüffende war, daß er sie tatsächlich erlebt hatte.

Es störte mich nicht, daß die Kollegen grinsten, wenn wir beide bei einer Tasse Tee an dem Tisch im Gang zusammensaßen. Ich konnte von der dichterischen Schönheit seiner einfachen, ungekünstelten Worte gar nicht genug bekommen.

Nur eine Geschichte war traurig. Die Geschichte von der Tochter des Schmieds, Madlenka, die kaum zwei Wochen nach Jozas Ankunft im Krankenhaus freiwillig ihr Leben beendet hatte. Die Nachricht war ihm von einer alten Frau überbracht worden, die ich nicht selbst gesehen hatte, die man mir aber wie eine Erscheinung aus vergangenen Jahrhunderten geschildert hatte. Was sie so sehr von der Gegenwart entfernte, konnten die anderen mir jedoch nicht erklären.

Sie hatte sich nur eine Stunde bei Joza aufgehalten. Während dieser Zeit sei das Zimmer, aus dem es sonst unaufhörlich lärmte, in eine Stille verfallen, in der als einziger Laut die klare und angeblich wunderbar melodische Stimme der Alten zu hören gewesen sei. Joza sprach sie mit Gevatterin an. Anscheinend hatte sie bei jedem einzelnen Mann haltgemacht und fachmännische Kommentare zu seiner Situation abgegeben. Sie nannte sie Bengel und verhielt sich so überzeugend, daß sie an einem geheimnisvollen Ritual teilzunehmen glaubten, an dessen Ende sie eine Weihe erwarteten.

Den Zustand allgemeiner Behexung erfaßte am besten der verwirrte Greis. Als sie wegging, rief er: »Adieu, Hochwürden!«

Am nächsten Tag vertraute mir eine der Schwestern an,

daß die alte Frau ihr für Joza einen wunderwirkenden Tee gegeben habe.

Zu meinem Erstaunen half er wirklich.

Ich forschte nach weiteren Einzelheiten, aber die Schwestern zuckten nur irgendwie eingeschüchtert mit den Schultern.

Ich begriff erst, als ich Lucka Vojničová später selbst gegenüberstand.

Joza hatte Tränen in den Augen, als er von Madlenka erzählte.

»War sie Ihre kleine Freundin?« fragte ich ihn.

»Nein, aber ich habe sie getragen.«

»Wohin haben Sie sie getragen?«

»Wenn es warm war, vors Haus, und dann abends nach oben ins Dachzimmer. Madlenka war gelähmt. Sie hat von morgens bis abends gestickt.«

Da wäre ich auch aus dem Fenster gesprungen, selbst wenn ich nicht gelähmt gewesen wäre.

Richard, immer taktvoll, lächelte, wenn er mich mit Joza sah, und manchmal neckte er mich. Radoslav Chládek, mein Kommilitone von der Universität, sagte zu mir: »Dieser Pflaumenaugust liebt dich.«

Das brachte mich auf.

»Ich bitte dich, Slávek!«

»Täusch dich nicht, Eliška, ich kenne diese Typen genau.« Die abweisende Strenge war ungewöhnlich bei ihm.

Ich hatte es allmählich satt. Vielleicht bist du einer von ihnen, fuhr ich ihn im Geiste an. Ich hatte Lust, mich zu streiten. Aber er hatte mir bereits den Rücken zugekehrt. Im Grunde hatte Slávek das Recht, mir alles Mögliche zu sagen. Seit unserer gemeinsamen Studienzeit war er mein bester Freund, was mehr ist als ein Bruder. Wir hatten zu zweit und mit einer fabelhaften Gruppe zusammen die Wälder bei Vra-

nov und Horákov, bei Ochoz und Adamov durchwandert und auch die Bílovicer Hänge entlang der Svitava, die bei S. K. Neumann vorkamen. Wir liefen den ganzen Tag bergauf, bergab, selbst die Jungs waren erledigt, ich nie. Bewegung war für mich eine elementare Lebensform. Herz, Lunge, Beine besaß ich in Luxusausführung. Als ich für die Prüfungen lernte, jagte ich dabei immer um den Tisch herum.

Wir waren albern, erfanden verrückte Spiele, dachten uns einen Studentenuk nach dem anderen aus, wie sie damals in Mode waren, und es amüsierte uns, wenn uns Vorübergehende für Idioten hielten.

Wir krümmten uns grundlos vor Lachen.

Wir parodierten Operationsvorgänge.

Wir sangen am Lagerfeuer.

Richard sollte schon längst da sein.

Ich hörte Schritte und sprang auf.

»Slávek!«

»Du verschwindest sofort«, teilte mir Radoslav Chládek, mein bester Freund, mit. »Hier hast du Geld und Lebensmittelmarken, einen Ausweis und andere Papiere, auch einen Lebenslauf, den du auswendig lernst und vernichtest. Das hier ist der Fahrplan.«

»Du bist wohl verrückt, Slávek.«

»Nein. Dobřanský und Fojtková sind hinter Gittern, und es ist nicht sicher, was sie aus ihnen herauspressen.«

»Woher weißt du das?« wimmerte ich.

Er antwortete nicht.

»Sie kennen mich doch gar nicht. Sie haben mich nie gesehen.«

»Du fährst mit dem Krankenwagen, zusammen mit diesem Pflaumenaugust aus den sieben Bergen.«

»Der muß noch drei Tage hierbleiben.«

»Ich habe ihm gerade einen Entlassungsschein geschrieben.«

»Du?«

»Konzentrier dich. Ihr fahrt mit dem Krankenwagen. Der Fahrer wird euch in Křenovice absetzen.«

»Um Gottes willen! Was sollen wir in Křenovice?«

»Mensch, du kriegst mich noch rappelig!« Slávek sprach ein wunderbares mährisch-slowakisches Tschechisch, von Dialektismen durchsetzt. »Konzentrier dich. Hier darfst du nicht mehr auftauchen. Laß dir die Haare lang wachsen.«

»Slávek«, heulte ich, »du mußt mir erklären ...«

»Keine Angst, alles ist organisiert. Also!« Er faßte mich um die Schultern. Als er sah, in welchem Zustand ich war, wurde er zarter.

»Und Richard? Was ist mit Richard? Ich will mit Richard sprechen!«

Er änderte seinen Ton. »Du wirst mit niemandem sprechen, du packst deine Siebensachen und los.«

»Das will ich von Richard hören!«

»Also gut«, versetzte er wütend. »Richard ist emigriert.« Wieder legte er mir die Hände auf die Schultern. »Du wirst Zeit haben, darüber nachzudenken.«

Ich probierte ein Lachen. »Warum lügst du? Ist es heute etwa noch möglich zu emigrieren? Sag mir, was passiert ist. Ich muß es erfahren, und du weißt, daß ich es aushalte.«

»Richard ist emigriert.« Er hielt mich immer noch an den Schultern, wohl aus Angst, ich könnte zu Boden sinken.

»Sprich nicht mit mir wie mit einem Dummchen!«

»Erinnerst du dich an diesen Bonzen, den wir hier unlängst operiert haben? Reim es dir irgendwie zusammen. Und jetzt halt dich nicht auf.«

»Slávek?!«

»Herrgott! Warum muß gerade ich dich jetzt daran erinnern, daß Richards Frau Österreicherin ist!«

»Das bedeutet, daß Richard auf und davon ist und uns im Stich gelassen hat, ja?! Willst du mir das suggerieren?!«

Meine Stimme war schrill. Ich hörte mein Blut branden.

»Ich weiß, was du fühlst, und ich respektiere es. Ich gebe dir ein paar ...«

»Nein!« Ich brachte die Wände zum Erzittern. »Mir ist nichts gesagt worden, als ihr diesen Zirkus vorbereitet habt! Warum durfte ich als einzige nicht wissen, was auf uns zukommt?!«

»Ruhig«, flüsterte er eindringlich, »niemand wußte es.«

»Aber ihr wart vorbereitet! Ich bin nicht vorbereitet! Ich nicht!«

»Schweig, Himmel!« schrie er mich an. Instinktiv sah er sich um.

»Und wohin fährst du?«

»Um mich kümmerge dich nicht!« Wir sahen uns an, und ich begriff allmählich die Situation. Sie hatten nicht gewußt, wann der Käfig zufallen würde. Sonst hätten sie mich nicht zu Dobřanský und Fojtková geschickt. Der Fluchtweg war jedoch für alle Fälle perfekt für mich vorbereitet.

In kritischen Momenten besaß ich die Gabe der Hellsichtigkeit. Slávek, nicht Richard, war das Hirn der Aktion.

Am liebsten hätte ich mich in seine Arme gekauert und geheult. Er war der einzige, der mich stützen konnte. Jetzt, wo mich Urteilsvermögen, Kraft und Wille im Stich ließen – falls ich jemals etwas davon besessen hatte.

»Was muß ich tun?« fragte ich demütig.

»Dich einpacken«, sagte er freundlich. »Du fährst mit Joza in sein Kuhdorf, und dort heiratest du ihn.«

Er verriet mich im Augenblick höchster Ohnmacht.

»Heiraten?!« bellte ich. »Was redest du da?!«

»Unterwegs wird es dir einleuchten. Ich hoffe, du kommst nicht auf die Idee, irgendeine Karte oder Nachricht hierherzuschicken. Du bist mit Richard emigriert. Eure Beziehung ist zum Glück ein offenes Geheimnis ... Das ist eine annehmbare Version für die Gestapo. Richard«, sein Gesichtsausdruck irritierte mich, »hat, wie du weißt, manchmal auch in Wien operiert ...«

»Ich fahre nirgendwohin, Slávek.«

Es war, als hätte ich nichts gesagt.

»Ich fahre nirgendwohin, hörst du?! Ich habe beschlossen, hier zu bleiben.«